

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

8.10.1922 (No. 41)

Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 41



8. Okt. 1922

Joachim von der Goltz / Ueber Deutsche Kultur und Dichtung

(Aus dem Schlußteil einer Rede, die Joachim von der Goltz auf der deutschen Festwoche in Nachen sprach.)

... Dichter sein heißt alles im Gleichnis empfinden, und in allem ein Gleichnis. Für den dichterischen Menschen kann das tönende Mikrophon eines Fernsprechers in einem Großstadthotel ein ebenso wunderbares Gleichnis bedeuten wie etwa die Gestalt des weisen Pafis, der am Brunnen dem Geylauder kühfroh Mädchen lauscht.

Vor Gott ist alles gleich, der Stief gleich dem Rubin, ein Frosch ist ja so schön als Engel Seraphin, sagt Angelus Silesius.

Das Leben als ein Gleichnis leben. Was ist am Ende die ganze Kultur, die Ergebnisse der Wissenschaft, soweit sie auf Logik beruhen, — sind je die Menschen mit dem Werkzeug der Kausalität dem Rätsel des Lebens näher gekommen, als die vor Jahrtausenden lebten? Die abstrakten Begriffe, womit die Moral und die metaphysische Kritik arbeiten, gleichen sie nicht dem Geist in der Flasche, die am besten versiegelt und plombiert im Grunde des Meeres liegt?

Denn immer trifft der denkende, folgernde Geist auf neue Formen des ewig gleichen Geheimnisses, das in unendlichen Vertapfelungen das Rätsel von Sein und Werden birgt. Nur im Gleichnis — auch die Wissenschaft landet im Gleichnis — rühren wir an Höhen und Tiefen, daß sie sich zueinander neigen. Darum redete Christus, der größte Dichter aller Zeiten, wenn er aus Herz greifen wollte, in Gleichnissen.

Das Wort ist gut, wenn auch unvollkommen. Mit dem Wort überwältigen wir die Dinge, aber wir töten sie auch. Wer sagt: ich liebe dich, für den ist der Augenblick, wo er wirklich liebt, schon verschwunden. Doch ist das Wort, die Sprache — wenigstens für uns Abendländer — noch immer das wesentlichste Instrument, um uns das Leben im Gleichnis bewußt zu machen. Drum laßt uns lieben und pflegen die deutsche Sprache, die alle Kultur von jeher enthält und der Zukunft noch welche Möglichkeiten, die uns durchs Leben führt, die deutsche Sprache durch ein deutsches Leben, und bis an die Pforte des Schauens, bis dahin, wo der Mensch, an den Grenzen der Bewußtbarkeit angelangt, wiederum, gleich dem Kinde, in urweltliche Laute sich verliert.

Meine Damen und Herren! — Sie wundern sich vielleicht, daß ich nicht von Gegenwart zu Ihnen gesprochen habe. Vielleicht waren Sie enttäuscht deshalb, vielleicht haben Sie auch gefühlt, daß Vergangenheit oder Gegenwart oder Zukunft nur Hilfsbegriffe des Geistes sind, und daß es im Grunde gleichgültig ist, aus welchem Zeitraum man die Dinge entnimmt, wenn man nur an das Wesentliche herandrängt.

Einmal bin ich, mit den bloßen Namen Christian Morgenstern und Peter Hiller und Walter Hasencamp, an die Schwelle meiner Generation herangestrichelt. Aber weder die festliche Gelegenheit noch die Zeit erlaubt mir in das Dickicht von kulturlügen einzudringen, worunter heute die zarten Schößlinge des werdenden versteckt sind.

Schmal und gefährvoll ist heute für den jungen Deutschen die Synlla, welche heißt: Skepsis oder Abendlandbedämmerung, und die Charybdis, welche heißt Dunkelmannertum und künstliches Zurückbäumen in mythische Ekstasen.

Ich gehöre einer Generation an, die in einer Zeit voll leerer oder kranker Worte, voll eitler, prunkender, unwahrhaftiger Gebärden und Gebäude aufgewachsen ist. In einer Zeit, da im Staat und in allen menschlichen Verhältnissen, in der Ehe, zwischen Eltern und Kindern, im Liebesleben überhaupt eine falsche, dem natürlichen Empfinden zuwider Moral herrschte. Wo die Besten unter den älteren Männern, unsere Führer — ihre Namen seien ein andermal genannt — in notwendigem Widerspruch gegen alles Anerkannte den Kampf der dichterischen Kritik kämpften.

Meine Generation ist es, die in der Blüte ihrer Jahre mit ihrem Blut und mit allen Nerven der Seele ein Schicksal ausgeduldet hat, das unaufhaltsam, ein Erbe der Väter, über uns hereinbrach.

Die von uns Dreißigjährigen, die übriggeblieben sind, finden sich einsam in einer Welt babylonischer Verwirrung. (Wenn ich mir im Namen anderer zu sprechen erlaube, so bezeichne ich meine Freunde auf verschiedenen Gebieten des Lebens.) Doch wir haben die Zeit lieben gelernt. Die Zeit ist uns kostbar und köstlich. Zu köstlich, um über Begriffe zu streiten, oder Forderungen an unsere Mitmenschen zu stellen, oder uns über die Taten anderer zu entrüsten, oder uns als Verkünder zwischen Anhang und Widerspruch zu stellen, oder gar selber in unfruchtbarem Widerspruch oder Ueberzeugenwollen unsere Kraft auszugeben.

Wir wollen nicht andere besser machen oder gut von uns denken machen, sondern es sein, gut oder böse, der Mensch ist immer gut.

Wovon sollten wir also sprechen. —

Von dem Jahrzehnt vor dem Kriege? So müßten wir schelten wie Jehova oder zuschneiden wie Bedekind, beides wäre heute langweilig und ist schon zur Genüge geschehen.

Oder von dem großen Kriege?

So müßten wir singen gleich dem blinden Demobokos.

Oder von der Gegenwart, was ist und in der Stille wird? Da bleibt nur eine Wahl: mit Engelzungen reden oder den Mund halten. Darum, da wir keine Engelzungen haben, wollen wir lieber schweigen solange nicht das einfache Wort einen Widerhall hat.

Doch wir wollen den Wein der Freude, der uns in matera zu selten leider vergäbnt ist, wenigstens im Geiste trinken. Darum von dem Tag, an dem wir uns unfruchtbarem Hass hingegeben haben, sagen wir: diem perdidit — es war kein Tag.

Darum beklagen wir nichts, was geschehen ist. Wir bekennen uns stolz zu der Niederlage der Deutschen. Wir spüren in dieser Niederlage ein strenges Warnungszeichen vom Schicksal an unser Volk, ausgezeichnet an uns Deutsche: nicht weiterzutauern auf der Bahn der Entartung, sondern in uns hineinzuschauen und zu erkennen, was deutsch ist, auf daß wir in Wahrheit Ererberer seien, und daß nicht die Niederlage trotz allem ein Zusammenbrechen werde. Wir bekennen uns zu dem Wort Christi, des größten Spürers menschlicher Kultur: Was hülfte es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewänne und nähme an seiner Seele Schaden.

Heinrich Funck / Die Sage vom Rodeknecht und Scheffels „Mär vom Rodeknechtweibchen“.

Eine populäre Sagenform des Murgtales ist das Rodeknechtweibchen, die Spukgestalt einer Gräfin von Eberstein, die sich widerrechtlich in den Besitz des Rodeknechtwaldes setzte und dafür zur Strafe im Rodeknechtwald umgehen muß. In langem schwarzem Kleide und mit großem altertümlichen Federhute durchstreift die einstige Gräfin von Eberstein wehklagend den Wald, nächtlernerweise dem Wilderer und dem durch den Wald heimwärtsziehenden Jochbruder als Schreckensgespenst erscheinend. Sie ist es aber auch, die als gute Fee zum Hochzeitschmaus im Dorf einen Rehbod liefert und bei eisiger Kälte die Armen des Dorfes mit Holz versorgt. Diese landläufige Sage vom Rodeknechtweibchen hat Franz Mallebrein in seinem 1874 erschienenen Büchlein „Murgtal-Sagen und Geschichten“ in zierliche Reime gebracht.

Eine andere Frauengestalt der Ebersteiner Sage ist das Rodeknechtweibchen, das Spinnrodeknichtweib, ein Spuk, welcher in der Spinnstube des Schlosses Eberstein sein Wesen trieb. Die Sage vom Rodeknechtweibchen liegt der folgenden Ballade zugrunde, die hier der Vergessenheit entrissen wird:

Die Nesselhemden.

1. Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Wenn draußen der Sturmwind brauset
Und die fröhliche Dirne die Kohlen facht
Und das Spinnrad schwirret und fauset,
Da knittert und knattert es still herein,
Da flüchert und flackert der Lampenschein,
Da setzt es sich mitten ins Zimmer,
Umglänzt von gespenstlichem Schimmer.

2. Und die fleißige Spinnerin zittert und bangt,
Doch tut es ihr nichts zu leide,
Es fällt ihr den Rodeknicht wohl unverlangt
Und beschenkt sie gar mit Geschmeide,
Erzählt ihr ein Märchen und lehrt ihr ein Lied,
Wie der wilde Jäger in Wäldern zieht,
Wie die freundlichen Nixen singen
Und die drolligen Erdmännlein springen. —

3. Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Da schleicht der Bogt in den Gängen
Und schauet und spähet und horchet und wacht
Und flucht ob den frechen Gesängen
Und tritt in die Spinnstube grimmig hinein,
So rot wie der Scharlach beim Sonnenschein;
Halb drinnen und halb an der Pforte
Ruft er die zornigen Worte:

4. „Verdammtes Getriller! Ich dulde es nicht mehr!
Da singen die Dirnen und plaudern;
Das Spinnrad steht still und der Rodeknicht bleibt leer,
Und der Bogt muß büßen das Zaudern.
Wohl weiß ich, was euch die Köpfe verriecht,
Die Hände lähmt und das Nieder brücht —
Ihr seid, scheint's mir, all in Liebe,
Doch heil ich die heimlichen Triebe!“

5. Horcht auf! Die treidige Käthe dort,
Die will ich zuerst kurieren,
Im Garten wohl gibt's einen heimlichen Ort,
Da geht sie alltäglich spazieren;
Doch eh' sie der schlauke Gärtner freit,
Da soll sie mir nützen die flüchtige Zeit,
Da soll sie zwei Hemden mir spinnen,
Daß drüber die Tränen ihr rinnen!

6. Am Grabe von ihrem lieb Mütterlein
Wohl wachsen Nesseln in Mengen,
Die mag sie brechen und hecheln sein
Und spinnen bei euren Gefängen;
Die mag sie zum Brauthemd weben für sich,
Die mag sie zum Totenhemd weben für mich,
Und hat sie gesponnen, gewoben,
So will ihren Fleiß ich dann loben!“

7. Es schweiget der Bogt, und die Käthe, so bleich
Sinkt nieder zu seinen Füßen:
„Herr Bogt! Herr Bogt! ach erbarmet Euch,
Nicht also hart laßt mich büßen!“
Und die Dirnen zumal, sie stehen ihn an,
Doch ungerührt bleibt der steinharte Mann;
„Zwei Hemden sollst du mir spinnen,
Daß drüber die Tränen dir rinnen!“

8. Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Da ist's so öd' und so schaurig,
Kein Vieblein erschallt, keine Dirne lacht,
Sie sitzen beisammen so traurig,
Und die glasse Käthe, die weint und spinnt,
Daß Träne auf Träne am Faden rinnt;
Ach unten im heimlichen Garten,
Da wird der Herzliebste wohl warten. —

9. Und wieder jetzt knittert und knattert's herein,
Umglänzt vom gespenstlichen Schimmer,
Und nimmt der Käthe ihr Plätzchen ein
Und weist sie fort aus dem Zimmer,
Und spinnet und spinnet ohn' Ruh' und Raß
Es dreht sich das Rädchen mit schnurrender Paß,
Und alle sehen mit Beben
Den Faden aus Nesseln sich weben! —

10. Herr Jesus! Herr Jesus! Der Bogt naht heran,
Gott gnade dir, Käthe, Gott gnade!
Wie wird er toben, der zornige Mann
Ob der fremden Spinn'rin am Nadel!
Schon klirrt sein Sporn auf dem Estrich einher,
Wie schaut er so wütig im Saal umher;
Halb drinnen und halb an der Pforte
Ruft er die zornigen Worte:

11. „Wer ist dort am Rodeknicht das fremde Gesicht
Mit den toten, bleiernen Augen?
So blaß wie die Käthe; doch ist sie es nicht,
Mag ein' wie die andre nichts taugen;
Marsch, Dirnchen, und such' dir ein anderes Dach,
Wo der Bogt um Mitternacht nicht mehr wacht, —
Marsch, oder heken zur Stunde
Dich fort meine wachsamem Hundel!“

12. Und lang und langsam hebt sich
Die Spinnerin auf vom Stuhle:
„Willst heken, Herr Bogt, mit Hunden mich,
Und bin doch deine Buhle,
Deine Buhle, die dein Totenhemd spinnt
Aus Nesseln, auf denen das Gift noch rinnt;
Die, wenn die Arbeit fertig,
Auch ihres Lohns gewärtig!“

13. Da hat's den Bogt mit Entsetzen gepackt;
Das Spinnrad schnurret und schwirret,
Der Weberstuhl klappert dazu den Takt,
Von geistigen Händen regieret,
Und ehe zum drittenmal krähet der Hahn,
Da legt sie dem Bogt sein Totenhemd an,
Da malet die Morgenröte
Mit Rosen die bräutliche Käthe.

Der Verfasser dieser bald hundertjährigen Ballade ist der österreichische Balladendichter, Novellist und Dramatiker Ludwig Gallasch (1802–1832), der ein wahres, durch und durch poetisches Talent war, in dessen Balladen das Schauerliche auf die rechte Weise eingeführt ist.

In Prosa wird die Geschichte von den Nesselhemden auf einem mir vorliegenden Ausschnitt aus einem alten Unterhaltungsblatt folgendermaßen erzählt:

Das Rodeknechtweibchen.

Dem Schlosse Eberstein im schönen Murgtale steht ein hoher Fels den Rücken zu und heißt deshalb der Rodeknicht. In einer unterirdischen Kammer desselben wohnte einst ein Bergweiblein, zwar nicht jung und schön, aber über die Maßen gut und hilfreich. Sie fand sich oft abends in der Spinnstube der Landleute ein und erzählte dem jungen Volke seltsame Märlein, und wo sie war, da ging die Arbeit doppelt gut und rasch von dannen. Zu der Zeit lebte auf Eberstein ein gar rauher, harter Burgvogt, der seinen Leuten weder Tag noch Nacht Ruhe ließ und sie dabei darben ließ. Unter den Mägden war Klara, eine schmeiche Dirne, die liebte der Schlossgärtner, und sie ihn ebenfalls. Allein er konnte sie nicht zu seiner Frau machen, da sie eine Eigene war; der Bogt aber wußte jedesmal eine Ausrede, wenn die Liebenden ihn baten, sie zusammenzugeben. Einst, als Klara recht dringend ihn darum bat, sagte er mit höhnischem Lächeln, indem er sie an das Fenster führte: „Siehst du drüben das Grab?“ Das Mädchen erseufzte und antwortete: „Wohl kenne ich es, ist es doch das meiner Eltern!“ — „Die Nesseln gedrehten recht gut auf dem Grabe,“ fuhr der Bogt spottend fort. „Man hat mir gesagt, daß sich aus ihren Fasern ein gar feiner Faden spinnen lasse, darum will ich dir

einen Vorschlag tun: Du spinnst mir aus jenen Nesseln ein Stück Leinen und grade so viel, daß es zu zwei Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dein Braut-, das andere mein Totenhemd." Mit Schrecken hörte Klara diese Worte von dem Spötter; dann ging sie zu dem Grabe ihrer Eltern und weinete und betete inbrünstig. Da trat das Rodertweiblein zu ihr und befragte sie um die Ursache ihrer Tränen. Klara erzählte. Das Gesicht des Rodertweibleins verfinsterte sich, dann sagte es: „Sei getrost, dir soll geholfen werden!“ Mit diesen Worten riß sie die Nesseln aus dem Hügel und trug sie in ihre Höhle. Kurze Zeit kam der Vogt auf der Jagd auf den Rodertfels; das Weiblein sah eben vor seiner Höhle und drehte eifrig die Spindel. — „Du spinnst dir wohl ein Brauthemd?“ fragte lachend der Vogt. — „Ein Brauthemd und ein Totenhemd,“ sagte das Weiblein. — „Du hast da einen schönen Flachs, den hast du mir gewiß gestohlen?“ fuhr der Vogt fort. — „Mit nichten, er ist drüben auf des ehrlichen Gottfrieds Grabe gewachsen,“ war ihre Antwort. Diese Worte erschreckten ihn und gaben ihm viel zu denken, so daß er der Jagd entsagte und nach Eberstein zurückkehrte. Gegen Abend kam Klara, als er beim Becher saß, mit zwei Hemden über dem Arme. — „Herr Vogt,“ sagte sie, „was Ihr verlangt habt, ist geschehen; hier sind zwei Hemden aus den Nesseln vom Grabe meiner Eltern, das eine für Euch, das andere für mich.“ — „So will ich Wort halten,“ versetzte der Vogt, „morgen schon soll deine Hochzeit sein.“ Er sprach das mit Lachen; aber in seinem Herzen war große Bangigkeit, und vor seinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb ihn eine unsichtbare Hand, und so gab er Befehl zur Trauung in der Schloßkapelle. Als aber das junge Paar den Segen des Priesters empfing, da lag der Burgvogt im Sterben, und als es aus der Kirche zurückkehrte, läutete man die Totenglocke für den heillosen Spötter.

In Scheffels „Mär vom Rodertweiblein“ ist die Sage vom Rodertweiblein mit der Sage vom Rodertweiblein verschmolzen. Auch in Scheffels „Mär vom Rodertweiblein“ heißt die Magd Klara, ihr Vater Gottfried, reißt die Helferin aus der Not die Nesseln aus dem Grabhügel von Klaras Eltern heraus, trifft der Vogt auf der Jagd mit der Spinnerin des Nesselflachses zusammen, fragt sie der Vogt: „Du spinnst dir gar ein Brauthemd?“, versetzt das Bergweiblein: „Ein Brauthemd und ein Totenhemd!“, fährt der Vogt fort, sie habe den Flachs vom Feld der Herrschaft gestohlen, entgegnet das Bergweiblein,

ihren Flachs sei auf des armen Gottfrieds Grabe gewachsen, bringt Schön-Klara dem Vogt die zwei Hemden, während er beim Becher sitzt. Nicht aber ist in Scheffels Gedicht der Rodertfels, der nicht existiert, der nirgends zu erspähen ist, der Wohnsitz der Bergfrau und Spinnsaal-Freundin, sondern der bekannte Rodertfels, dessen Namen wohl richtig abgeleitet wird in der Strophe:

„Ihr alle kennt den langgestreckten Rücken,
Der sich gegenüber von Neu-Eberstein
Mit mächtigen Forsten aufschwingt ob der Murg.
Den Rodert nennt man ihn. Vielleicht entstammt
Des Namens Wurzel alter Kelten Sprache.
Nocca heißt Fels, Rockhart ein felsiger Wald,
Und Rodertstein des Felswaldes höchste Kuppe,
Die frei hinausragt. — Auch in England kennt
Der Sagenforscher solche Rockingstones.“

Scheffels Rodertweiblein ist keineswegs das Rodertweiblein der landläufigen Murgtalsage, ist nicht die Spulgestalt der Gräfin von Eberstein, die nach dem Tode keine Ruhe findet, weil sie in ihrem Leben einen falschen Eid geschworen. Vielmehr erzählt Scheffel von dem in einer Höhlung des Rodertfels hausenden Rodertweiblein:

„Niemand weiß zu sagen,
Seit wann sie Sitz und Wohnung dort genommen.
Doch raunt das Volk: Einst war sie jung und schön
Und als ein höher Wesen viel verehrt,
Frau Holba sei ihr eigentlicher Name.
Erst mit dem Alter sei die gute Fee,
Wie es zu gehen pflegt, rauh und unhold worden.“

Die Sage von den Nesselhemden ist in Scheffels Umdeutung populär geworden. Das Rodertweiblein ist darüber ganz in Vergessenheit geraten. In seine alten Rechte wieder eingesetzt wird es in dem 1918 erschienenen Sagenpiel „Das Rodertweiblein“ von Dr. Helmuth Kay. Der Verfasser dieses Volksschauspiels besitzt den oben mitgeteilten alten Druck der heute vergessenen Sage vom Rodertweiblein, der er in seinem Sagenpiel folgt. Neu darin ist der Schluß: Wie sein Nesselhemd dem Vogt zum Nesselhemd geworden, wird Klara für die Mörderin, für eine Hexe erklärt. Schon schleppt man sie zum Turm, da erscheint das Rodertweiblein und verkündet dem Volk, daß Gott den bösen Vogt gerichtet hat.

Heinz Zweifel-Brown / Zwei Gedichte.

Du Leben!

Stets sind Gespräche wirr in mir,
die sich nicht nennen und nicht denken lassen,
und die in ewig unverständner Gier
mit blinden Händen nach dem Lichte fassen.

Stets sind Gespräche wirr in mir,
die meine dunkle Not beleben
und meinem Geiste Anspruch geben
und meinem Herzen seine Bier.

Reich deine weißen Hände.

Komm' reich' mir deine weißen Hände,
wenn meines Blutes Not beginnt,
gib, was als milde Gottespende
aus deiner stillen Seele rinnt.

Und wie ein linder Sommerregen,
den heiß der Erde Gluten trafen,
geht unter deiner Hände Segen
all meine Sehnsucht leise schlafen.

Ludwig Thoma + / Kino.

Kaver Hierlinger, Melber. — Sophie Hierlinger, seine Frau. — Sopherl, die Tochter. — Andere Münchner. Andere Münchnerinnen.

I. Vor dem Kino.

Hierlinger: Herrgottzaggerament — zaggeral! Ich hab's ja zerlegt gesagt.

Frau Hierlinger: Was hast gesagt?

Hierlinger: Mit enkern Schwamm hab i gesagt... Dös waar ja a wahrs Unglück gwen, wenn i heut zu mein Textl ganga waar! Na! Weil's a so a fada Sunntag is, muach i mit da Familli in da Stadt umnand ziehagn!

Frau Hierlinger: No weacht, a bissel galant derst scho aa no seil! Dochst a so de ganz Wocha im Kasseehaus und kimmerst di net um ins!

Hierlinger: Unta da Woch wer i mi aa no um ent kimmern! Da hast recht!

Sopherl: Babb! geh ma ins Kino! Da steht's, was gebu werd.

Hierlinger: Da werd scho was gebu wern!

Sopherl (leise): Am ge-bro-chenen Härzen — Erschütterndes Drama —

Hierlinger: Am ge-bro-chenen Härzen — dös mog i. Am ... Ding ... hätt i bald gesagt.

Frau Hierlinger: Geh, tua di net gar a so äußern!

Hierlinger: ... Also, geh ma ein!

II. Im Kino. Dunkel.

Hierlinger: Herrgottzaggerament — zaggeral!

Diener: Stufäl!

Hierlinger: Ja, Stufäl! Berstcht laßt er oan ab-rumpeln! Was glaadn denn Sie? Eine solchene Gehirn-erschütterung!

Ein Münchner im Dunkel: Gar so vut werd sie net erschüddern —

Hierlinger: Was werd net? Wer redt denn da über-haupts? So a Bigema!

Stimmen: Bist! Ruhäl!

Hierlinger: So a Psundhammi, so a unappetitlichal! Der Münchner im Dunkel: Geh, tua di schleicha und schaug, daß dein Gipskopf aus da Plattn außi bringst, sonst werd's ma unwohl! Du auftriebna Wassafüchling!

Hierlinger: Ah! Ah! Da...

Frau Hierlinger: Sei ruhig, Kaver! Ob dich doch mit einem solchen ordinären Gfindel nicht ab...

Der Münchner im Dunkel: Jäh! Gfindel! Sie möcht aa was sogn, de gscherte Heubodnspinna!

Frau Hierlinger: Also so was Gemeins...!

Stimmen: Bist! Ruhäl! Sägen!

(Die Familie Hierlinger setzt sich. Ein Landschaftsfilm wird abgehaspelt. Schwedische Wasserkfälle, dazu weiche Walzer-melodien. Hierlinger schaut sich immer wieder nach seinem Feinde um, der im Dunkeln sitzt.)

Hierlinger: Der hat mi aufgwarmt, der unghobelte Taggl, der!

Frau Hierlinger: Ich bitt dich, Kaver! Du mußt dich beruhigen, Kaver!

(Es wird hell. Hierlinger dreht sich wieder um und schaut drohend hin, der Feind schaut drohend her, da verklärt ein Lächeln das Gesicht eines jeden.)

Der Münchner: Jesh is recht! Da Hierlinga!

Hierlinger: Da Söllhuba Beni!

Söllhuber: Hätt ma ins beinaß hart gredt...

Hierlinger: Im Dunkeln is guat munkeln, und was sich liebt, das neckt sich...

Söllhuber: Aba bei beina Frau Gemahlin muaz i mi scho no eigens entschuldigen...

Frau Hierlinger: Ja — Sie!

Söllhuber: Bitte halt vimalß — net wahr, gnä Frau! Wissens scho, wie's geht, wenn ma sie anand net kennt... Da gib't's oft de schlimmsta Barwechslunga...

Frau Hierlinger: Ja — Sie!

Hierlinger (lacht): Du hast di scho a wengl weit außa lassn mit beini tiastu Tön, mei Tiaba...

Stimmen: Wist! Ruhä!

(Es wird dunkel. Nun kommt der Film: „Am gebrochenen Herzen“.)

III. Schrift.

Die ehemals gefeierte Schönheit Theresita Benzoni merkt, daß der Funke der Leidenschaft in ihrem Gemahle erloschen ist...

Söllhuber (ruft vor): Karil!

Hierlinger: Was?

Söllhuber: Der bei aa?

Hierlinger: Ja — ja —! Net zweni!

Stimmen: Ruhä! Was is denn das für eine Auf-

frierung?

Anderer Stimmen: De broatletschatu Hauspaschal!

Söllhuber: Wie hoaz i?

Stimmen: Sississ!

Schrift: Sie beschleicht, noch einmal mit der Macht ihrer Töne das Herz des geliebten Mannes zu rühren wie früher. Bild: Eine Dame, mit aufgelösten Haaren, einem Doppelpfeil und anderen sinnlichen Reizen, im Morgenrock, sitzt am Klavier, hebt und senkt mit schöner Rundung die Hände und streicht die Tasten.

Er sieht am Fenster, mit dem Rücken gegen sie.

Die Töne wirken. Man sieht es an den Händen, die er auf dem Rücken hält.

Die Töne wirken stärker. Die Hände vibrieren.

Er dreht sich um, sie schließt einen Blick auf ihn.

Er kommt einen Schritt näher, zwei Schritte, bleibt stehen.

Sie klaviert weiter. Da kommt er ganz nahe und kniet neben ihr nieder.

Sie streicht ihm mit der Hand über die Haare.

Er schaut sie an, sie schaut ihn an.

Lange, innig, tief.

Schrift: Einen Augenblick ist Carlo Benzoni dem Zauber, der einst so mächtig auf ihn eingewirkt hatte, verfallen. Schon aber steigt ein anderes Bild vor seinem geistigen Auge auf — Graziella — und —

Bild: Er liegt noch auf den Knien vor ihr und blickt zu ihr auf. Da nehmen seine Augen etwas Starres an, bringen ins Leere. Aus dem Leeren drängt sich das Bild eines Frauenzimmers hervor.

Mit hochgeschürtem Busen, festen Augen, verführerischem Lächeln... Er steht auf, streckt die Hände sehnsüchtig nach dem Bilde, seine Augen treten hervor, das Bild verschwindet; er kommt zu sich, schaut seine Gemahlin kalt an, und sie läßt ihren Kopf sinken, mit einem Ruck, nach einem Ruck, und einem Ruck, streckt die Arme auf's Klavier, den Kopf auf die Tasten, und ist im Schmerz aufgelöst.

Sie rinnt unterm Morgenrock auseinander.

Verwandlung.

Ein Auto fährt vor. Benzoni! Fährt durch mehrere Straßen. Ein anderes Auto folgt im schnellsten Tempo. Theresita!

Das erste Auto hält vor einer Gartenvilla. Benzoni! Aus dem andern Auto steigt eine Frau und schaut ihm mit brennenden Blicken nach. Theresita! Ein Mann steigt über die Treppe. Benzoni! Verwandlung. In einem üppigen Boudoir liegt auf der Chaiselongue ein üppiges Weib. Graziella!

Sie horcht. Ihre Augen vergrößern sich. Ein Mann tritt ein. Benzoni!

Man küßt sich.

Verwandlung.

Eine Frau wandt am Gitter entlang. Theresita! Wandt durch eine Straße, wandt durch noch eine Straße, wandt über eine Brücke, wandt in eine Gartenanlage, fällt um, fällt gegen einen eisernen Pfahl. Ist ohnmächtig.

Verwandlung.

Ein schneeweißes Bett in einem Spital. Eine Notekreuz-Schwester nicht tieftraurig mit dem Kopf. Ein Arzt mit einem schwarzen Bart nicht tieftraurig mit dem Kopf. Eine Patientin liegt da. Auf dem weißen Bette erscheint der Schatten einer riesigen Hut schleife und stört die tiefe Traurigkeit.

Hierlinger: Sie! Sie! Teanz Eanern Guat owa! ... An Guat owa... sag i...

Frau Hierlinger (ihre Tränen trocknend): Eine solche Unwaschämtheit! Mit an solchen Trumm Schloafa...

Hierlinger: Owa — sag i...

Frau Hierlinger: Was de Deansboten für Guat auf hamn...

Hierlinger: Sie da vorn! Teanz Eanern Guat owa! Stimmen: Sississ! Ruhä! ... Sississ!

(Der Film geht weiter. Die Kranke schlägt die Augen auf. Wo — bin — ich? Der Arzt lächelt human. Die Notekreuz-Schwester lächelt human. Der Schatten der riesigen Hut schleife zittert in bestiger Bewegung. Der Schatten eines gebogenen Handgriffes eines Spazierstockes angelt nach dem Schatten der Hut schleife.)

Die Hutbesitzerin (greift nach ihrer bedrohten Kopfbedeckung): Hören S' auf! Führen S' net so ungebildet auf! Hierlinger (angelt weiter): Jesh! De ander mit da Buidung! Seh'n S' koan solchen Datschi auf!

Frau Hierlinger: Dös g'hört si net für Deansbot'n!

Die Hutbesitzerin: Hören S' auf! Hören S' auf, Sie Himmel, Sie roher!

Hierlinger: Gana Kindabadwanua tean S' oba, Sie Bauernsocka, Sie gräuslich!

Stimme: Wird heut gar koa Ruah?

Anderer Stimmen: Sississ! Ru—hä!

Hierlinger: An Guat owa!

Diener: Es muß absolute Ruhä härrschen...

(Die Hutbesitzerin nimmt ihre Kopfbedeckung mit zornigen, ruckartigen Bewegungen ab.)

Der Film geht weiter. Der Arzt fühlt den Puls und schüttelt schwermütig das Haupt. Die Nerven werden von uns genommen werden. Das Harmonium setzt ein. Die Kranke lächelt und bewegt die Finger, als wenn sie Klavier spielte. Ihre letzten Gedanken gehören ihm und dem Klavier.

Verwandlung.

An der Schwelle des Krankenhauses sitzt ein Mann und starrt mit furchtbaren Blicken ins Leere. Benzoni.

Die Neue nagt an ihm. Immer stärker. Noch stärker.

Die Töne des Harmoniums schwellen an.

Verwandlung.

Der Arzt beugt sich über eine Tote. Sie ist dahin, und das Schicksal erfüllt sich. Zur Tür herein wandt Benzoni, wandt an das Bett, fällt über das Bett. Schluss.

Es wird hell.

Frau Hierlinger trocknet ihre rinnenden Tränen, Hierlinger sitzt betäubt und schnupft auf. Ueber seine dicken Backen rollen ebenfalls Tränen.

Frau Hierlinger (seufzt tief): Ah... so was!

Sopherl: Mammi... was g'schieht jesh?

Frau Hierlinger: Han?

Sopherl: Was tuat jesh der Mann von dera arma Frau?

Frau Hierlinger: Heiratn tuat a wieda. An anderne.

Sopherl: Woaz ma dös?

Frau Hierlinger: O ja! Dös woaz ma.

Sopherl: Er is aba da so tranri gwen!

Frau Hierlinger: O mei! Die Mäh... nal. In an Viertelfahr speanzelt a scho lang mit einer andern...

Hierlinger: Dös kennst net, daß dös lauta Schmarrn is?

Frau Hierlinger: Dös is aus 'n Leb'n g'schöpft.

Hierlinger: Ja! Am... gebrochenen... Herzen, sag' i... Geh' ma, sunst schöpft da no was aus'n Leb'n... (Sie stehen auf.)

Die Hutbesitzerin: Da hört alls auf! Der grobe Taggl, der un kultifizierte, möcht mir an Guat abi stöß'n... und sei Schmieslmadam hat selba den größtn Bleischari auf!

Hierlinger (im Abgehen): Teanz Eahna halt'n, Sie! Sunst wer i ungalant, Sie Mistamsel, Sie abscheitige!...

Die Hutbesitzerin: Ah! Ah... Frau Hierlinger: Geh zu, Kaver! Mit keiner solchen Sonntagshagashi streit man doch nicht!...

(Die Familie Hierlinger geht ab. Es wird dunkel.)

Diese Erzählung Ludwig Thomas steht in dem aus seinem Nachlaß herausgegebenen Sammelband von Geschichten: „Die Däpferin“ (Verlag Albert Langen, München).